



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Selbstironie ganz laut vor sich hin und zündete endlich energisch die Lampe an. Und allmählich nahm sie die Sorge, was sie mit ihren armen rotgeweineten Augen anfängen solle, ganz in Anspruch.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die Reise des Staatssekretärs Grafen von Posadowsky nach Wien war für das deutsche Publikum eine Überraschung, und auch von der Wiener Publizistik ist sie als eine solche behandelt worden. Der erste Eindruck war in Deutschland nicht günstig. Bei allen Vertragsschlüssen spielt der genius loci eine gewisse Rolle, bei dem augenblicklich noch in Geltung stehenden deutsch-österreichischen Verträge war es bekanntlich nur zu sehr der Fall. Um so mehr sah man, zumal in den agrarischen Kreisen, mit einem gewissen und in Erinnerung an 1891 nicht ganz unberechtigten Mißbehagen die deutschen Unterhändler nach Luzern und den Vertreter des Reichskanzlers nach Wien gehn. Bei Vertragsverhandlungen ist in der Regel nicht der Wirt dem Gast, sondern der Gast dem Wirt gefällig, der Wirt beschränkt sich darauf, durch entsprechende äußere Aufmerksamkeiten den Gast in die gewünschte Stimmung zu versetzen. Dieses traditionelle Rezept der englischen Staatskunst hat auch in anderen Hauptstädten Europas Eingang und Übung gefunden, nicht zum wenigsten in Wien. Bekanntlich hat nicht einmal Bismarck im Jahre 1879 in Wien alles durchsetzen können, was ihm vorschwebte.

Diesesmal liegt die Sache insofern anders, als von den österreichisch-ungarischen Staatsmännern wohl zu sehr mit dem Bedürfnis des Reichskanzlers gerechnet worden ist, mit fertigen Handelsverträgen vor den Reichstag zu treten. Neben den in den innern Verhältnissen Österreich-Ungarns liegenden staatsrechtlichen Schwierigkeiten war in dem Verhalten seiner Unterhändler eine gewisse Verschleppungstaktik erkennbar, die den Reichskanzler in die Zwangslage versetzen sollte, in der zwölften Stunde „Ja“ zu sagen, nur um den Vertrag noch vor dem Zusammentritt des Reichstags fertig zu bekommen. Diese Verschleppungstaktik ist nun dadurch zerrissen worden, daß der Vertreter des Reichskanzlers selbst nach Wien ging und damit das wochenlange Herumschleppen „von einer antecamera zur andern,“ über das schon im „Wallenstein“ geklagt wird, unmöglich machte. Deutschen Kommissaren gegenüber konnten sich die österreichischen und die ungarischen Kommissare ausweichend verhalten, immer von neuem Rückfragen und die Einholung von Instruktionen vorschützen. In Anbetracht sowohl der Persönlichkeit als der hohen Stellung des Grafen Posadowsky fallen diese Kunststückchen weg. In der Verhandlung von Minister zu Minister kommen die in der letzten Instanz Verantwortlichen unmittelbar zur Geltung. Graf Posadowsky hat die Verträge persönlich vor dem Reichstage zu vertreten, er weiß also genau, was für die verbündeten deutschen Regierungen annehmbar ist, und was nicht.

In seiner Person tritt den österreichischen und den ungarischen Ministern der kenntnisreichste, fleißigste Arbeiter gegenüber, über den Deutschland auf diesem Gebiete verfügt; er beherrscht die Materie wie kein anderer und wird für die Wiener Liebenswürdigkeiten erst nach, nicht vor der getanen Arbeit zugänglich sein. Die Liste der ihm dort zugeordneten Diners usw. ist ja allerdings nicht gering, aber bekanntlich ist Graf Posadowsky von allen unsern Ministern wohl ziemlich am wenigsten bei Diners, Reisen, Enthüllungsfesten usw. zu sehen oder für solche Dinge empfänglich, dagegen ist er der dauerhafteste im persönlichen Ein-

treten bei sachlicher Arbeit, mit voller Einsetzung seiner Kräfte und seiner Gesundheit. Man wird also mit ihm in Wien sehr sachlich verhandeln müssen; seine Zeit ist bei der großen, auf dem Staatssekretär des Reichsamts des Innern ruhenden Arbeitslast sehr knapp bemessen, und mit liebenswürdiger Gemütlichkeit allein sind bei ihm schwerlich Geschäfte zu machen. Am wenigsten dürfte er auf dem Standpunkte stehen, daß Deutschland „seine Bundesgenossen wirtschaftlich stärken müsse,“ er wird vielmehr bei den Wiener Verhandlungen weit mehr den deutschen Reichstag als die österreichischen und die ungarischen Minister vor sich sehen. Auch ist er wohl persönlich gut unterrichtet über die Zugeständnisse, die Österreich-Ungarn machen kann oder nicht machen kann. Für Österreich-Ungarn ist der Handelsvertrag mindestens so begehrenswert wie für Deutschland. Dafür zeugt nicht nur der Umstand, daß sich unsere Nachbarn jahrzehntelang die größte, aber bei Bismarck immer vergebliche Mühe gegeben haben, zu einem Handelsvertrage mit Deutschland zu gelangen, auch vor 1866 waren die Anstrengungen der Wiener Politik darauf gerichtet, dem Kaiserstaate den Eintritt in den Zollverein zu ermöglichen. Allerdings kam dem wirtschaftlichen Bedürfnis dabei der politische Gedanke zu Hilfe, an Stelle Preußens an die Spitze des Zollvereins zu treten. Die Ausfuhr Österreich-Ungarns nach Deutschland ist, stetig wachsend, viel größer als die Einfuhr aus dem Deutschen Reiche in den Donaustaat. Nach Angabe des Gothaer Hofkalenders betrug die Einfuhr aus Österreich-Ungarn in Millionen Mark im Jahre 1901 693,3, 1902 719,5; die deutsche Ausfuhr dorthin: 491,5, 533,1. Nach den österreichischen Aufschreibungen in Tausenden von Kronen: die Ausfuhr nach Deutschland: 1901 977776, 1902 988498; die Einfuhr aus Deutschland: 1901 634589, 1902 652012.

Diesen Zahlen gegenüber darf man in der Tat sagen, daß in Wien und Pest das Interesse an dem Vertrage doch viel größer sein muß als in Berlin. Die Schwierigkeiten auf deutscher Seite liegen nur darin, daß sich das Interesse auf verschiedene Bundesstaaten verteilt, deren Regierungen sich mit ihren Landtagen auseinanderzusetzen haben. Trotz allem dürfte immerhin die Annahme gerechtfertigt sein, daß, unterstützt durch die diplomatische Geschicklichkeit des Reichskanzlers, der Vertrag schon zur Tatsache geworden ist oder doch nahe daran ist, es zu werden, bis diese Zeilen im Druck erscheinen. Für unsere innern Verhältnisse sind Handelsverträge, die der Industrie eine auch innerlich annehmbare Dauer und der Landwirtschaft den nötigen Schutz gewähren, so sehr politisches Lebensbedürfnis, daß die Spekulation des Auslandes, bei dem wir doch überall als Käufer auftreten, aus der deutschen Haut Riemen zu schneiden, vergeblich sein dürfte. Für Deutschland gilt seit den vorigen Handelsvertragsverhandlungen das *discite moniti!* Manche Vorgänge, die damals unsere Interessen, zum Teil noch in der letzten Stunde, ungünstig beeinflussten, dürften sich nicht mehr wiederholen. Wenn sogar der Staatssekretär von Marshall seinerzeit aussprach, daß wir einen solchen Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn schwerlich noch einmal schließen würden, so darf von der überlegenen Staatskunst des Grafen Bülow und der außerordentlichen Sachkenntnis des Grafen Posadowsky mit voller Bestimmtheit erwartet werden, daß diesmal die deutschen Interessen zu ihrem vollen Rechte kommen werden.

Auf das Ergebnis warten bekanntlich auch die Reichsfinanzen mit einiger Sehnsucht, das Reich bedarf dringend gesteigerter Einnahmen. Aber auch wenn die neuen Handelsverträge am 1. Januar 1906 in Kraft treten, wird sich ihre volle Wirksamkeit erst im Jahre 1907 geltend machen, also erst für 1908 in Betracht gezogen werden können. Wie groß die Mehrerträge sein werden, steht auch noch dahin. Wir müssen doch mehr auf eine Steigerung unsrer Ausfuhr als der fremden Einfuhr bedacht sein. Auf der Hebung des innern nationalen Wohlstandes, nicht der Zolleinnahmen beruht unsere nationale Kraft. Für die großen Aufgaben des Reichs liefert nur der innere Wohlstand dauernd die Mittel. Das Wort Moltkes: „Ein großer Staat steht nur sicher auf sich selbst“ gilt auch von den Finanzen.

Solange die Aufgaben und die Ausgaben des Reichs verhältnismäßig gering waren, konnten wir den Zolleinnahmen eine große Rolle zuweisen. Schließlich aber gelangen diese an die Grenze ihrer Steigerungsfähigkeit, und wenn auch immerhin mit dem wachsenden Wohlstand eine gewisse Einfuhr quantitativ weiterwächst, so werden wir die Hauptdeckungsmittel doch nicht an den Reichsgrenzen, sondern innerhalb suchen müssen. Die jetzt an den Reichstag gelangenden Handelsverträge dürften auch über ihre stipulierte Dauer hinaus eine Art normalen Charakter haben, d. h. Zollerhöhungen werden in Zukunft für viele Artikel nicht mehr möglich sein.

In dem Augenblick, wo das Reich ernsthaft an die Mehrung seiner eignen Einkünfte herantreten muß, hat es in dem nun aus dem Amte geschiednen bayerischen Finanzminister von Riedel eine hervorragend begabte Kraft verloren. Man darf getrost sagen, daß Freiherr von Riedel nächst dem verstorbnen Minister von Miquel der bedeutendste deutsche Finanzminister war. In manchen Stücken war er ihm sogar über, denn Miquel pflegte zu klagen, daß sein Kollege Riedel es meisterhaft verstehe, der Reichsgans die besten Federn auszuzupfen. Der jetzige Schatzsekretär ist ja aus Riedels Schule hervorgegangen, hoffentlich versteht er es, dem Gefieder der Reichsgans neue kräftige Federn hinzuwachsen zu lassen.

Miquels Klage ist jedenfalls das größte Kompliment, das einem bayerischen Finanzminister von preussischer Seite gemacht werden kann, zumal wenn er mit einer außerordentlichen Befähigung zugleich eine so hingebende nationale Gesinnung bekundet, wie das bei dem Freiherrn von Riedel der Fall ist. Er hat in seiner Person gezeigt, daß gut bayrisch zugleich gut deutsch bedeutet, und in Berlin ist ihm dafür immer eine hohe Wertschätzung entgegengebracht worden, die nicht nur dem tüchtigen Finanzminister, sondern auch dem Manne und dem Patrioten galt. In ihm war die tüchtige Art seines Stammes in hervorragender Weise verkörpert; möge es dem Reiche in München nie an Männern fehlen, die sich wie Freiherr von Riedel so viele Jahre lang bewährt haben.

Bei der zu erwartenden Militärvorlage wird von verschiedenen Seiten die Forderung für eine Neubewaffung der Artillerie mit großer Bestimmtheit in das Auge gefaßt und als der Hauptinhalt der kriegsministeriellen Wünsche hingestellt. Es dürfte das doch nicht ausreichend sein. Das Quinquennat ist ein Organisationsgesetz, das mit der Bewaffnungsfrage nichts zu tun hat. In der Organisation der Armee ist eine ganze Reihe dringendster Bedürfnisse zu befriedigen, sowohl solcher, die von einer endgiltigen Einführung der zweijährigen Dienstzeit unzertrennlich sind, als auch solcher, die für die Streitbarkeit der Armee nicht länger entbehrt werden können. Wir halten es nicht für richtig, die öffentliche Meinung in eine Stimmung einzuwiegen, die zu unliebsamen Enttäuschungen führen könnte. Auch die Argumentation, daß bei der Beschäftigung Rußlands mit dem asiatischen Krieg der Friede in Europa für lange Zeit gesichert und deshalb ein weiterer Aufwand für Heereszwecke entbehrlich sei, ist durchaus hinfällig und kann für eine Regierung, deren traditioneller Wahlspruch *toujours en vedotte!* lautet, nicht maßgebend sein. Frankreich bleibt der gegebne Bundesgenosse für jeden Gegner Deutschlands, und es ist völlig unberechenbar, welche Leute sich in Paris über kurz oder lang der Führung bemächtigen können. Daneben gibt es dann noch die Schwierigkeiten auf der Balkanhalbinsel, deren Aufrollung vielleicht gerade wegen der Beschäftigung Rußlands im Osten versucht werden könnte, sobald irgend eine europäische Macht, ganz abgesehen von der Tätigkeit der Agitationszentren, ein Interesse daran hätte. Wir werden auch dann zwar den bekannten pommerschen Musketier nicht ohne weiteres einzusetzen brauchen, aber in weiterer Entwicklung der Dinge, zumal wenn wir uns sonst in Europa und in unsern Nachbarländern umsehen, könnte es doch sehr wohl geschehen, daß Deutschlands Wohlfahrt den Ausruf seiner Wehrkraft verlangt. Die heutige Generation hat keine Erinnerung mehr daran, wie nahe während des Krinckrieges an das damalige friedsame Preußen

Friedrich Wilhelms des Vierten wiederholt die Kriegsbeteiligung herantreten war. Nicht nur ist der Interessenkreis des Deutschen Reiches heute sehr viel größer und empfindlicher, sondern die gesamten Verhältnisse in Europa sowohl als in Asien und Amerika sind so ganz anders geworden, daß unsre Diplomatie nicht wachsam genug, unsre Wehrkraft zu Lande und zur See nicht bereit genug sein kann.

\*g\*

Ein neues Buch über England. Dr. Karl Peters hat (bei C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin, 1904) ein sehr hübsches Buch herausgegeben: England und die Engländer. Es ist im unterhaltenden Plaudertone geschrieben, aber von der Wärme belebt, die aus zehnjähriger Beobachtung von Dingen strömt, die den Verfasser im höchsten Grade interessiert haben, und es entbehrt nicht der Grundlage ernster Studien, die sich in vielen statistischen Nachweisen bemerkbar machen. Die Kapitelüberschriften lauten: Das Land; London und die Themse; die City; der englische Volkshaushalt; Politik und Presse; Heer und Flotte; englische Erziehung; englisches Volksleben; die englische Gesellschaft; die Briten und ihr Weltreich. Das kleine Buch bereichert unsre Kenntnis des gegenwärtigen Englands mit manchen nicht ganz unwichtigen Angaben. So zum Beispiel erfahren wir zu unsrer Beruhigung, daß die Engländer doch noch nicht so ganz die vollendeten Muster der Mäßigkeit und Enthaltbarkeit sind, wie sie uns zu unsrer Beschämung von manchen Abstinenten vorgehalten werden. Zwei Millionen Personen beschäftigen sich bei ihnen mit der Herstellung und der Verteilung alkoholischer Getränke, und im Biertrinken übertreffen sie alle Völker der Erde: es kommen 30,2 Gallonen zu je 4,54 Litern auf den Kopf gegen 27,3 Gallonen in Deutschland. Überhaupt zeichnen sich die Engländer, wie auch wir öfter hervorgehoben haben, weder durch Mäßigkeit, noch durch Sparsamkeit, noch durch Wirtschaftlichkeit aus. So kennt die Frau aus dem Volke nicht das Zusammenhalten, das Benützen aller Reste und Abfälle, worin die deutsche Hausfrau Virtuosa ist. (In Nordamerika hat man ein hübsches Sprüchlein: Die Deutsche stopft und stückelt fleißig, die zweite Sorge ist der Dreck; die Yankee-Frau ist weniger fleißig, ist was zerrissen, schmeißt dies weg.) Infolgedessen lebt die englische Arbeiterfamilie trotz höherem Durchschnittslohn und wohlfeilern Lebensmitteln in mancher Beziehung weniger behaglich als die deutsche. Dafür wird freilich in andrer Beziehung ihr Behagen erhöht durch das Einfamilienhaus mit Garten, dessen sich die meisten bessern Arbeiter erfreuen, und durch die kurze Arbeitszeit, die allen ein ordentliches Familienleben ermöglicht; namentlich die all-gemein durchgeführte Sonntagsruhe — auch die Eisenbahn und die Post ruhen — und der Schluß aller Arbeitsstätten am frühen Nachmittag des Sonnabends wirken ungemein wohlthätig. Bekannte Charakterzüge des englischen Lebens werden mit dem ihrer Wichtigkeit entsprechenden Nachdruck hervorgehoben. So die Bedeutung des Parlamentarismus und der unbeschränkten Öffentlichkeit des politischen Lebens. Absolutistische Staaten wie Rußland genießen im diplomatischen Spiel der Mächtigkeiten und der Gegenmächtigkeiten gewisse Vorteile. Dafür gewähre aber die Öffentlichkeit die Bürgschaft einer gesunden Kontrolle, und sie sei das Ventil, durch das Mißstimmung und Unzufriedenheit abströmen, ohne die Gefahr von Explosionen zu erzeugen. Was in England naturwüchsig geworden sei, könne natürlich anderwärts nicht einfach nachgeahmt werden. „Wir Deutschen sind keine politische, sondern eine militärische Nation, und die gemäßigte Militärdiktatur der Hohenzollern ist augenscheinlich die uns angemessenste Staatsform.“ Aber nur bei der englischen Regierungsform sei die Gründung des kolonialen Weltreichs möglich gewesen. Gerade weil diese Regierungsform „immerfort an die Mitentscheidung jedes Individuums appelliert, demnach in jedem Briten das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für den Gang der öffentlichen Angelegenheiten entwickelt, fördert es die männlichen Eigenschaften, die den Angelegenheiten befähigen, ohne die Initiative und

den Schutz des Staates sich in allen Zonen unsers Planeten zu neuen Staatswesen zusammensetzen. Man beklagt so oft, daß der Deutsche nicht denselben Grad des Verantwortlichkeitsbewußtseins besitze wie der Engländer. Aber wie könnte er wohl zu einem solchen gelangen, wenn er im Grunde eigentlich nichts mitzuentcheiden hat im staatlichen Leben? Für den Briten ist der Staat ein Gemeinbesitz aller, auf den ein jeder stolz ist, und von dessen Vorteilen auch jeder mitprofitiert.“ Der Staat ist ihm der *Common wealth*, wie dem Römer sein Staat die *res publica* war. Den Briten braucht niemand zu mahnen: Gedenke, daß du ein Brite bist! oder: Uns Vaterland, uns teure, schließ dich an! Er spürt die materiellen Vorteile, die ihm die kommerzielle und die politische Beherrschung so großer Gebiete gewährt, hat seinen Anteil an dem Tribut, den die beherrschten Länder zahlen, und hat, wenn ihn daheim Not bedrängt, die Wahl unter einem Duzend Ländern, wohin er ausweichen, und wo er unter Angelsachsen nach heimischem Brauch leben und seine Muttersprache reden kann. Egoismus und Gemein Sinn fallen bei ihm zusammen.

Daran, daß es in absehbarer Zeit irgend eine andre Macht mit England zur See aufnehmen könnte, ist nach Peters nicht zu denken. Schon darum nicht, weil England allein an allen Küsten Kohlenstationen besitzt. Dadurch hat es die Kontrolle aller Fahrstraßen in der Hand. „Von allen Mächten kann nur Großbritannien seine Flotte nach Belieben über die Weltmeere von einem Ende bis zum andern bewegen; alle andern Völker sind in dieser ersten Voraussetzung einer großen Weltpolitik von ihm abhängig.“ Chamberlains Plan scheint dem Verfasser so natürlich, daß er über kurz oder lang verwirklicht werden müsse; durch seine Verwirklichung werde das britische Reich Autarkie erlangen, zur Versorgung mit Gütern keines andern Landes mehr bedürfen. Die Vereinigten Staaten werden dieses Reich ergänzen. „Gegenüber der drohenden Verwirklichung der angelsächsischen Konföderation wird Europa schließlich nur die zollpolitische Zusammenschließung übrig bleiben.“

Reime des Verderbens machen sich allerdings bemerkbar. Zwar daß die höhern Stände ein Genußleben führen, das zu ernster Arbeit unfähig macht, erscheint noch nicht so gefährlich, weil die Menschen dabei körperlich gesund bleiben, wie überhaupt, abgesehen von dem freilich zahlreichen Lumpenproletariat, das ganze Volk, dank den zur allgemeinen Volkssitte gewordenen Bewegungsspielen im Freien. (Daß dem vornehmen Engländer immer mehr der Genuß ausschließlicher Lebenszweck wird, findet auch Hans von Rostitz bedenklich; siehe den 4. Band des Jahrgangs 1900 der Grenzboten Seite 414 und 415.) Nach Peters gehört, wer ums Brot arbeiten muß, nicht zur „Gesellschaft“ — ganz wie im klassischen Altertum, darf man hinzufügen —, und mit der Nötigung zur Arbeit verliert sich bekanntlich nur zu leicht auch die Lust dazu. Übrigens schildert Peters das Gesellschaftsleben der Aristokratie höchst ergötzlich. Aber auch jeder Arbeiter will Gentleman und jede Arbeiterin will Lady sein. „Alles strebt über seine natürlichen Verhältnisse hinaus; die Lust zur bescheidenen Arbeit geht mehr und mehr im englischen Volke verloren. Auch der Handwerker verschmäht den kleinen Gewinn; es ist schwer, einen Schneider zu finden, der uns den Rock flickt, oder einen Schuster, der einen Stiefel besohlen will. »Dick verdienen« und schnell, ist die Lösung; das Erworben aber wird in gesteigertem Luxus angelegt.“ Und da es mit der Arbeit zu langsam geht, ist das ganze Volk von der Spielwut besessen. Bis zum wirklichen Proletariat hinunter beteiligt sich alles an den Wetten, die in England das Lotto vertreten. Diese Anwendung von der bescheidenen Arbeit führt zunächst dazu, ausländische Einwanderer herbeizuziehen. Fremde Diensthofen, Handwerker, Kommis müssen immer mehr den einheimischen Arbeiter ersetzen. (Peters vergißt, den russischen Juden der Schwitzwerkstätten zu erwähnen, der ihm wahrscheinlich auch gern den Rock flicken würde.) „Nicht, weil es an solchen Bevölkerungsklassen hier fehlte, nein, weil der Engländer niedrige Dienste nicht mehr leisten mag. Er ist der Herr der Erde, er will auch

Gentleman im eignen Lande sein. Schmutzarbeit mögen die »verdamnten Ausländer« verrichten. Man fragt sich, wohin das führen soll. Kom konnte die Erde ausplündern, weil es den orbis terrarum mit seinen Legionen zur Lieferung von Sklaven zwang. England will die Tribute des Planeten, auf denen der Luxus seiner Lebensführung beruht, durch seinen Kapitalismus erzwingen. Wie lange werden sich diesen die übrigen Völker gefallen lassen?“

Peters nennt es nämlich, abweichend vom gewöhnlichen Sprachgebrauch, Kapitalismus, daß das englische Nationaleinkommen jetzt nicht mehr aus dem Überschuß des Exports über den Import, also aus der heimischen Arbeit, sondern aus den im Auslande angelegten Kapitalien fließt; wozu dann noch der Neederereigentum kommt und die Ausbeutung Indiens. An dieser Klippe droht das stolze Schiff der englischen Staats- und Volkswirtschaft zu zerschellen. Oder kann man auch sagen, hier hat die Autarkie ein großes Loch, das nur durch Wiedereinführung der Neger=sklaverei zugestopft werden könnte. Den Negern würden sich dann wohl noch chinesische Kulis zugesellen. Wir könnten uns also damit trösten, es sei auf diese Weise dafür gesorgt, daß der angelsächsische Baum nicht in den Himmel wachse, wenn wir viel Ärmern uns nicht schon ganz in derselben Richtung entwickelten. Sie wird am deutlichsten dadurch gekennzeichnet, daß die Landwirtschaft der östlichen Provinzen bloß noch durch die Zulassung polnischer Wanderarbeiter aus Rußland im Gange erhalten werden kann.

Krauskopf. Von diesem Roman, dessen ersten Teil wir im vorjährigen 44. Heft als ein köstliches Buch und als eine ausgezeichnete kinderpsychologische Studie charakterisiert haben, ist nun im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ein „zweites Buch“ erschienen. Der Verfasser läßt Detmar in die Rektoratschule seines Wohnorts eintreten, deren Leiter Terflot zwar katholischer Priester, aber kein Ultramontaner ist. Da bei ihm die wissenschaftlichen und die ästhetischen Interessen vorwiegen, berühren ihn die religiösen Kämpfe der Zeit nur wenig. Er erschließt Detmars entzückten Blicken die Wunder der Natur und der Geisteswelt, und seine kühle Art ist verbunden mit der strammen Arbeit, die er fordert, heilender Balsam für Detmars Herz, das durch eine zwar reine und ideale, aber doch allzu frühe Liebe an Sentimentalität zu erkranken droht, während ihn zugleich der Zelos zweiflung bringt. Denn der Knabe weiß nichts von all den Nichtswürdigkeiten, die des Kaplans Liguoriphantasie hinter der unschuldigen Bärtlichkeit für das engel- und elfenhaftige Zigeunerkind im Walde wittert, und Detmar hat, ehrlich wie immer, erklärt, daß er von seiner Liebe nicht lassen könne noch wolle. Aber er hält das dem Vater gegebne Wort, seine Braute nicht mehr zu besuchen. Die Übersiedlung in die Erziehungsanstalt Gaisfurt, deren Lehrer wiederum Geistliche, aber ebenfalls verständige und tüchtige Pädagogen sind, erlöst ihn aus allen heimischen Nöten. Er macht nun nicht allein in den Wissenschaften gute Fortschritte, sondern wird auch so kirchlich fromm, daß er mit fünfzehn Jahren schon die Klostersgelübde ablegen will, wird jedoch von seinen Lehrern ausgelacht. Der edle Rektor hat den Grundsatz: ganz katholisch oder gar nicht katholisch. Er achtet die Menschen, die aus ehrlicher Überzeugung der Kirche den Rücken kehren, und verachtet die Kompromißkatholiken. Da ihn nun die Bekenntnisse des wie immer vollkommen offenerzigen und wahren Detmar überzeugen, daß dieser geniale Knabe nicht in den Schafstall paßt, sondern einmal mit seinem selbstdenkenden Kopfe seinen eignen Weg gehn wird, so bittet er den Vater, seinen Sohn von der Anstalt wegzunehmen, aus der nur strenggläubige Katholiken hervorgehn sollen. Detmar besucht nun die Sekunda eines Münsterschen Gymnasiums, deren unfähiger Lehrer den Jüngling, dessen Überlegenheit er wittert, von der ersten Stunde an als Jesuwiterlämmel zum Karnickel der Klasse stempelt. Unter diesen Umständen in der Schule ziemlich überflüssig hat Detmar Zeit zu hummeln und ergibt sich im Verein mit frühreifen

Freunden, die, jeder in seiner Art, Aristokraten sind gleich ihm, allerlei Jugendejeleien, die nicht durchweg das Epitheton hold verdienen, jedoch ohne seine Seele zu beschmutzen. Als Primaner bekommt er wegen Teilnahme an einer Verbindung das *consilium abeundi*, und ein Rat von Freunden, dem Tante Johanna präsidiert, beschließt, daß sich Detmar und seine Schicksalsgenossen von dem wackern Terflot außs Abiturium vorbereiten lassen sollen, das dann auch glänzend bestanden wird. Terflot war nämlich durch die vatikanischen Wirren aus seiner Laufbahn als geistlicher Lehrer herausgeschleudert worden und hatte eine Stelle als Hauskaplan, Archivar und Ordner von Kunstschätzen im Hause eines münsterschen Edelmanns angenommen. Die Protestantin Johanna aber hatte ihren alten Schatz, Detmars Patohm, geheiratet, nachdem dieser seine wahnsinnige Frau durch den Tod verloren hatte und wegen eines höchst kezerischen Schreibens an die Konzilsväter öffentlich und feierlich exkommuniziert worden war. (Sollte eine solche öffentliche Exkommunikation eines Laien im Münsterschen wirklich vorgekommen sein?) Zu den mancherlei alten Seelenkämpfen Detmars sind in dieser Kriegs-, Konzils- und Kulturkampfzeit neue gekommen: der Konflikt zwischen seinem katholischen Glauben und der Liebe zum deutschen Vaterlande und der Konflikt zwischen der kirchlichen Dogmatik und den Ideen eines philosophischen Christentums, das er im Umgang mit edeln Protestanten kennen gelernt hat. Deren edelster ist ein Justizrat, der ein — wie der katholische Sprachgebrauch es nennt — heiligmäßiges Leben führt, und dessen ihm nachschlagender Sohn, Detmars Freund, sich bei der Pflege eines schwindstüchtigen Wanderburschen den Tod holt.

Auch in diesem Bande ist es dem Verfasser gelungen, unsre lebendige Teilnahme für den jungen Helden in beständiger Spannung zu erhalten und zugleich durch die Fülle der ihn umgebenden und begleitenden originellen Figuren, der tragischen und der komischen Vorfälle, deren Zuschauer oder Opfer oder Mittäter er wird, uns angenehm zu unterhalten. Aber je länger je deutlicher merkt man doch, daß es ihm keineswegs bloß um seinen lieben Krauskopf zu tun ist, sondern daß er ihn dazu benutzen will, die große religiöse Frage der Gegenwart ins reine zu bringen. Das geschieht jedoch auch in diesem zweiten Bande noch nicht; auf das Klärende und zusammenfassende Endurteil warten wir noch, ebenso wie auf den Abschluß des Romans als eines Kunstwerks. Aus dem Schluß des zweiten Buchs erfahren wir, daß Krauskopf jetzt als Mulus daheim sitzt, Luthers Bibel und Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit liest und seinen Entschluß kundgibt, auf der Universität erst ein Jahr lang allgemeine Bildung zu studieren, ehe er die Standeswahl trifft. Alles, was wir sonst gern wissen möchten, was für eine Art Gott es ist, den dieser ehrliche Gottsucher schließlich findet, wie er sich zum Mann entwickelt, und wie er mit der blonden Seele vereinigt wird, die ihm das geliebte Zigeunerkind sterbend als Erbsatz verheißen hat, und die auch auf einen Augenblick leibhaftig, aber nur wie im Nebel erscheint, alles das wird uns erst das dritte Buch berichten, das den beiden ersten noch folgen soll.

Die böse Sieben. Wenn der Astrolog Seni vor der Tafelzene in Wallenstein's „Piccolomini“ dem spottenden Kammerdiener in feierlichem Ernst zuruft, daß nichts im Leben so bedeutend und wichtig sei wie die Zahl, so meint er damit nicht diese an und für sich, sondern nur insofern, als für die in die Erkenntnis des Wesens aller Dinge Eingedrungenen mit der einzelnen Zahl ein tieferer Gedanke, etwas Symbolisches verbunden sei, so zum Beispiel wenn er die 5 als die erste Summe von gerade und ungerade und die 11, weil sie über die Zahl der zehn Gebote hinausgeht, als die Sünde bezeichnet. Solche Zahlen wie hier 5 und 11 sind außerdem noch die 3, die 9, die 12, die bei vielen Völkern und zu den verschiedensten Zeiten die Träger wichtiger Vorstellungen religiösen und weltlichen Inhalts gewesen sind und zum Teil noch heute sind. Man denke beispielsweise an die tiefe Bedeutung der Zahl 3; außer der christlichen Dreieinig-

keit treten uns da die indische Trimurti, der altgermanische Götterglaube, die Nornen, die Parzen, die Grazien und andre religiöse Vorstellungen entgegen. Vor allen andern Zahlen aber ist es die 7, mit der von den ältesten Zeiten an bis heute die mannigfachsten Gedanken und Beziehungen auf das menschliche Leben verbunden gewesen sind, und wenn diese auch zum größten Teile bekannt sind und deshalb kaum einer erneuten Betrachtung bedürfen, so knüpft sich daran doch eine andre, wohl selten oder gar nicht bisher erörterte Frage, nämlich die: Woher kommt die Redensart „die böse Sieben“?

Bekanntlich versteht man darunter weniger die Zahl selbst als eine Unglück verkündende oder verursachende, sondern vor allem eine Person, meist eine weibliche, die durch ihr unfreundliches und unverträgliches Wesen Unheil stiftet oder mindestens andern, ihr nahestehenden Personen das Leben schwer macht.

Um die Frage nach dem Ursprung der so weit verbreiteten Redensart zu beantworten, ist es notwendig, die Bedeutung der Zahl 7 bei den verschiedenen Völkern, soweit diese nachweisbar ist, zu betrachten. Man wird dann erkennen, aus welchem Volke und aus welchem Zusammenhange man die eben erwähnte Redensart herleiten kann.

Den alten Babyloniern war die 7 eine heilige Zahl, vielleicht — was man aber nicht nachweisen kann — weil sie ursprünglich soviel Götter verehrten, deren sichtbare Abbilder sie in den 7 Planeten sahen und denen zu Ehren wohl auch die babylonischen Pyramiden siebenstufig gebaut waren. Siebenstufig war der Turm von Borsippa, der Tempel der sieben Befehlsübermittler des Himmels und der Erde; die 7 nagu der babylonischen Weltkarten sind wahrscheinlich die 7 Teile des die Welt umfassenden Meeres, auch das bekannte Heptagramm der mittelalterlichen Astronomie ist schon in Nippur gefunden worden. Nach der babylonischen Sintflutsage sitzt die Arche 7 Tage auf dem Berge fest. Auch die biblische Erzählung von Simson stammt aus Mesopotamien: sie ist ein Abbild des Sonnenmythus, Simson heißt kleine Sonne, die 7 Locken sind die Sonnenstrahlen, daher der Sitz seiner Kraft, seine Taten bedeuten den Kampf der Sonne gegen die Wintermächte, die Säulen im Tempel sind die zwei Hauptpunkte der Sonnenbahn. Ferner finden wir dieselbe Zahl in den 14 (2 mal 7) Helfershelfern des babylonischen Gottes Nergal vertreten (vergl. hierzu die christlichen 14 Nothelfer). Der lautliche Ausdruck dieser Zahl war derselbe wie für das Zeitwort „schwören,“ und so war mit der Heiligkeit der Zahl selbst der Schwur bei dieser Zahl verbunden, ebenso wie wir heutzutage beim Eide mit dem Aufheben der drei Finger den Gedanken an den dreieinigen Gott verbinden, den wir als Zeugen für die Wahrheit unsrer eidlichen Aussage anrufen. Fünftausend Jahre sind verflossen, seit Babels und Ninives Herrscher die 7 mit Ehrfurcht nannten, in Trümmer ist Mesopotamiens uralte Herrlichkeit versunken, und erst heute taucht sie vor unsern erstaunten Blicken aus Schutt und Asche wieder empor, aber noch heute laut wie zu König Sargons Zeit der Nomade des Tigrisales mit heiliger Scheu 7 Granatblüten zur Verhütung oder Vinderung eines schweren Augenleidens.

Ganz absehen muß man von der durch Delitzschs Vorträge und Schriften angeregten und so lebhaft erörterten Frage, ob und inwieweit Babel und Bibel, wie nun einmal das Schlagwort heißt, in Zusammenhang und Abhängigkeit stehen, einer Frage, die mit der Tatsache gar nichts zu tun hat, daß die Zahl 7 bei den Israeliten mehr als irgendwo anders heilig gehalten worden ist. Diese Tatsache als solche näher beweisen zu wollen, ist wohl unnötig, da sie ja jedem Christen aus dem frühesten Schulunterricht bekannt ist; die 7 Wochentage, die Heilighaltung des siebenten Tages und Jahres, des siebenmal siebenten Jahres und so vieles andre, was wir im Alten Testament lesen, bedarf keiner Erwähnung mehr. Weniger bekannt vielleicht, aber auch nicht zu übersehen ist manches andre Vorkommen der Zahl 7 im Alten Testamente: die 7 Säulen der Weisheit (Spr. Sal. 9, 11), die 7 Gottesboten bei Ezechiel, die 7 Lämmer, die Abraham bei

seinem Schwur zu Beersaba, d. h. am Siebenbrunnen opfert, die Heilung des Naaman durch siebenmaliges Untertauchen im Jordan, und andres. Am wichtigsten von alle dem ist wohl der im Heiligtum des Tempels aufgestellte siebenarmige Leuchter, der uns auf den Ursprung der Verehrung der Siebenzahl hinweist. Dieser mußte nämlich so aufgestellt sein, daß dem hereintretenden Priester die 7 Flammen als eine erschienen, womit wohl das Aufgehn der ursprünglichen 7 Götter Israels in der Verehrung des einen, des Jahve, ausgedrückt werden sollte (vergl. „Die Götter Griechenlands“: Einen unter allen zu bereichern, mußte diese Götterwelt vergehn). Daß vom Judentum aus die Heilighaltung der Zahl 7 ins Christentum überging, war ganz natürlich; davon finden wir im Neuen Testament außer den bis heute beibehaltenen 7 Wochentagen die damit zusammenhängende Anzahl der Diakonen, die Zahl der Wochen zwischen Ostern und Pfingsten, in der Offenbarung Johannis die Sendschreiben an die 7 Gemeinden Kleinasiens, das Buch mit den 7 Siegeln, die 7 Posaunen und die 7 Horneschalalen; ferner die siebenzig siebenmal nötige Vergebung dem Schuldner gegenüber, und vielleicht gerade zur Bezeichnung des Übernatürlichen wird die siebente Stunde als die Zeit genannt, wo den von Jesus Geheilten das Fieber verließ. Als ganz besonders wichtig sei noch hingestellt, daß das von Jesus gegebne Mustergebet gerade 7 Bitten enthält, und gerade die siebente derselben soll späterhin noch ausdrücklich hervorgehoben werden. Wie in das Neue Testament, so ist nun auch in das Christentum selbst diese Zahl mit dem sie umgebenden Schimmer der Heiligkeit übergegangen; denn außer den schon erwähnten Wochentagen und den Bitten des Vaterunsers hat die katholische Kirche noch die 7 Sakramente und die Lehre von den 7 Todsünden.

Daß die Heiligkeit der Siebenzahl wohl den meisten, wenn nicht allen semitischen Völkern eigen gewesen ist, ist wahrscheinlich, kann aber nicht direkt nachgewiesen werden; eine Hinweisung darauf, wenn auch eine sehr unbedeutende, dürfen wir vielleicht in der Sage sehen, daß die Athener alle neun Jahre 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen nach Kreta den dort herrschenden Phöniziern schicken mußten. Da diese dem Minotaurus, d. h. nicht einem menschenfressenden Stier, sondern einem Götterbilde in Stiergestalt, geopfert wurden, so ist die Zahl 7 entschieden auch von den Phöniziern als eine heilige betrachtet worden. Von den Arabern erzählt uns Herodot, daß sie ihre Bündnisse durch 7 mit Blut beschriebne Steine weiheten.

Im Gegensatz zu den semitischen Völkern scheint den indogermanischen die Zahl 7 nicht als heilig gegolten zu haben, wenn uns auch einzelne Beobachtungen zu dieser Annahme verleiten könnten. In der indischen Schöpfungsgeschichte (nach der Mahabharata) 7 Weise das Schiff, in einer andern, der Globserzählung verwandten thronen die 7 frommen Ältester in der Götterversammlung. Im Kultus des Mithras gibt es eine Leiter mit 7 verschiedenen Metallen; dem Gotte selbst ist der siebente Monat geweiht. Daß um die Ehre, die Geburtsstadt des Homer zu sein, gerade 7 Städte sich stritten, daß man von 7 Weltwundern und von den 7 Weisen Griechenlands sprach, ist wohl nur ein Zufall gewesen nicht aber auf eine besondere Heiligkeit dieser Zahl zurückzuführen, ebenso wie es noch niemand eingefallen ist, die „Göttinger Sieben“ als Träger einer besondern Wichtigkeit der Siebenzahl aufzufassen. Daß die weltbeherrschende Roma eine Siebenhügelstadt war, könnte, weil die Gründung auf 7 Hügeln und ihre Einweihung wohl mit besondern religiösen Festerlichkeiten verknüpft war, vielleicht als schwacher Hinweis auf eine besondere symbolische Bedeutung der Siebenzahl betrachtet werden; doch liegt diese gewiß hier ebenso fern wie bei dem Umstande, daß der römischen Könige in der Sage gerade 7 genannt werden.

Auch die germanische Mythologie, soweit man sie auch durchforschen mag, weist nichts auf, was uns zum Glauben an eine besondere Wertschätzung und Verehrung dieser Zahl vonseiten unsrer Vorfahren veranlassen könnte. Wenn wir

also im Volksmunde und im deutschen Märchen Spuren einer besondern Bedeutung der Zahl 7 finden, so kann diese nimmermehr ein Nachklang der heidnisch-germanischen Götterlehre sein, den wir sonst in so unendlich vielen Gebräuchen, Redewendungen und einzelnen Wörtern des deutschen Volkslebens finden. Woher stammen nun aber die 7 Berge und die 7 Zwerge im Märchen von Schneewittchen, woher die 7 Schwaben und die 7 Meilenstiefel? Warum muß die Braut 7 Jahre „den goldnen Flachs am Rocken spinnen, bis der schmucke Freier kommt,“ und warum folgt dem Regen am Siebenschläfertage ein solcher noch 7 Wochen lang? Warum erweist schließlich gerade dem siebenten Jungen in einer Familie der König die Ehre setzner Patenschaft?

Eine bestimmte, wissenschaftlich allgemein befriedigende Antwort wird man auf diese Fragen wohl schwer finden können; sehen wir also nach, was in allen den bisher angeführten und noch andern Redensarten und Anschauungen die gemeinsame Bedeutung der Zahl 7 ist. Da sie sämtlich aus der germanischen Mythologie und Überlieferung nicht herkommen, so liegt der Gedanke nahe, daß sich aus der ursprünglich jüdischen, dann christlichen Heilighaltung dieser Zahl eine besondere Bedeutung auf das germanische Volksleben übertragen hat. Nun ist es aber nicht mehr das an die Gottheit Erinnernde, Heilige, Verehrungswürdige des Alten und des Neuen Testaments, wohl aber ein schwacher Nachklang davon, nicht mehr etwas Heiliges, sondern nur etwas Großes, nichts Übernatürliches, aber etwas Seltenes, deshalb Seltsames, Auffallendes, Staunenerregendes und aus diesem Grunde dem Märchen Eigentümliches. Es ist auffallend, wenn 7 schwäbische Bauern einen Speer tragen, um mit ihm Großes zu leisten; über 7 Meilen, also weit, sehr weit befördern die Stiefel ihren Träger; weit über den Bergen, bei vielen Zwergen, die sie schützen können, schlummert das verfolgte Königskind; 7 Jahre, also noch lange Zeit, muß die Braut warten und spinnen, bis der Myrtenkranz sie schmückt; 7 lange, bange Wochen soll sich die Sonne hinter Regenwolken bergen, eine außergewöhnlich lange Zeit des trüben, herzbelemmenden Wetters; ein Siebengeheteiter, d. h. ein hervorragend Gescheteiter ist ein Mann (ähnlich der Ausdruck: ein Neunmalkluger); seine 7 Sachen muß man packen, d. h. alles, was man besitzt; er macht ein Gesicht wie 7 Meilen böser Weg, d. h. ein solches, das grimmigen Zorn oder völlige Verzweiflung ausdrückt; wenn jemand ist wie 7 Drescher, so soll damit die erstaunliche Größe der verzehrten Portion bezeichnet werden; 7 Knaben, welches seltene Ereignis, welche große Vaterfreude, welche Ehrung des Außergewöhnlichen durch den Landesherrn selbst!

In allen bisher angeführten Beispielen hat also, um es kurz zusammenzufassen, die Zahl 7 entweder die Bedeutung des Heiligen oder des Außergewöhnlichen, nirgends aber die des Bösen und Unheilbringenden; denn in dem siebenwöchigen Regen nach dem Siebenschläfer ist nur das Seltene, nicht aber das Schädliche des langen, ununterbrochen nassen Wetters ausgedrückt. Woher stammt nun der Ausdruck: die böse Sieben? Man meint hiermit nicht ein Unglück oder eine das nahe Unglück verkündende Sache, dafür verwendet man die Zahl 13, sondern man bezeichnet mit diesem Ausdruck eine gehässige, ränkesüchtige, Schaden anrichtende, mit einem Worte: böse Person, meist weiblichen Geschlechts, indem man sagt: sie ist eine böse Sieben. Eine geschichtlich bezeugte Tatsache, eine Äußerung irgend einer geschichtlich berühmten Persönlichkeit oder auch eine zwar geschichtlich nicht begründete, aber doch allgemein in Aufnahme gekommene und weiterverbreitete Anekdote, aus der die erwähnte Redensart abgeleitet werden könnte, kann man nicht auffinden; aus den oben angeführten Beispielen kann sie ebensowenig erklärt werden, da in diesen, wie gesagt, die Zahl 7 nur entweder das Heilige oder das außergewöhnlich Große bezeichnet; der Ursprung des Ausdrucks „die böse Sieben“ kann also, so könnte man meinen, nur in einem Ereignis oder in einem Worte liegen, worin die Zahl 7 mit etwas Bösem in innerm Zusammenhang steht.

Die Frage nach dem Ursprung der hier besprochenen Wendung führt uns in

die uralte Zeit zurück und aus dieser wieder vorwärts in eine uns schon näher liegende. Schon im Babylonischen ist mit der Zahl 7 mehrfach der Begriff des Bösen verbunden, so in der Erzählung von dem siebenstufigen Tempel, der, weil er bis in den Himmel reichte, als Zeugnis eines zum Trotz gegen die Götter errichteten Menschenwerks aufgefaßt wurde (vgl. hierzu den biblischen Turmbau zu Babel und die der griechischen Mythologie angehörende Übereinandertürmung der Berge Olymp, Ossa und Pelion, um die Götter zu bekämpfen). Ebenso sind als etwas Böses die 7 Plejaden gedacht, die während der vierzehn Tage ihrer Unsichtbarkeit die böse, rauhe Winterszeit repräsentieren. Die Babylonier kannten auch einen siebenten Tag als Unglückstag, an dem manches unterlassen werden soll, weil seine Ausführung Unheil bringt, und nach einer jüdischen Überlieferung, die eine Anlehnung an die eben erwähnte Vorstellung bekunden würde, hat Moses den siebenten Tag als Ruhetag deshalb gewählt, weil Arbeiten an diesem doch nicht gebieten. Ob nun wohl von diesen babylonisch-heidnischen Auffassungen der 7 als einer Unglückszahl etwas in den christlichen Anschauungskreis, richtiger gesagt, in den christlichen Aberglauben übergegangen sein mag? Es scheint, daß diese Frage mit Ja beantwortet werden muß; denn erstens hat Tacitus (Histor. 5, 4) diese über Moses verbreitete Überlieferung ausdrücklich auch für die erste nachchristliche Zeit bezeugt, zweitens aber kommt als Bestätigung die Idee von dem „Gefang der Sphären“ hinzu. In dem Gedicht „Das eleusische Fest“ spricht Schiller von „der Monde heiligem Gang, welche still gemessen schreiten in melodischem Gesang“ und drückt damit die hellenische Anschauung aus, daß die ewig regelmäßige Abwechslung der Tages- und Jahreszeiten auf einem in der Musik liegenden Takt beruht, eine Anschauung, die wahrscheinlich auch einer babylonischen entnommen ist. Nach dieser stammen nämlich die 7 Töne der Oktave von den 7 verschiedenen Tönen der 7 Planeten her, und da der siebente dem Merkur, dem Unglücksplaneten, angehört, also etwas Böses in sich schließt, so war in der alten christlichen Kunst die Septime verboten und ist es noch heute in der schottischen musica sacra. Demnach kann als ziemlich sicher hingestellt werden, daß schon in das erste Christentum aus dem mit dem Babylonischen eng zusammenhängenden und von ihm stark beeinflussten Judentum (was nach den letzten orientalischen Forschungen nicht mehr bezweifelt werden kann; vgl. hierbei auch Ezechiel 9, wo die 7 Boten Gottes vom Norden, d. h. vom Orte des Verderbens her erwähnt werden) die Vorstellung der Sieben als einer mit dem Bösen verknüpften Zahl herübergenommen worden ist. Als sehr wichtig für den hier unternommenen Erklärungsversuch des Ausdrucks „die böse Sieben“ kam nun noch der Umstand hinzu, daß die siebente Bitte des christlichen Vaterunsers lautete: erlöse uns von dem Übel (nach der Fassung der reformierten Kirche: von dem Bösen). Beim Auswendiglernen des Vaterunsers nach dem Katechismus und beim Abfragen in der Schule ging und geht noch heute dem Aussagen dieser Worte die Frage voraus: Wie lautet die siebente Bitte? So hat sich unwillkürlich frühzeitig schon nach dem Gehör mit der Zahl 7 der Begriff des Bösen verbunden, und so ist wohl sehr leicht der Gebrauch entstanden, zu sagen: die böse Sieben. Daß sich nun diese Bezeichnung fast ausschließlich auf weibliche Personen und unter diesen wieder auf die Vertreterinnen der ältern Jahrgänge übertragen hat, dürfte seinen Grund in einer gewissen Ungerechtigkeit des männlichen Geschlechts gegenüber dem weiblichen haben, was vielleicht zu bedauern, aber nicht mehr zu ändern ist. Einen Beweis dafür, daß wir den malkitösen Ausdruck mit besonderm Recht aus dem Wortlaute des Vaterunsers ableiten, dürfen wir in der Redensart sehen: Sie (er?) ist von der siebenten Bitte.

C. S.

Herr Dr. Moritz de Jonge behauptet, daß der Artikel Ein neuer Messias im 38. Heft zahlreiche tatsächliche Unrichtigkeiten enthalte, und bittet uns, wenigstens zwei davon zu berichtigen. Wir tun es mit seinen Worten: „Erstens schreibe ich mich schon seit mehreren Jahren (seit meiner Trennung von

der Kirche) nicht mehr Christoph Morris, sondern nur Moritz de Jonge. Zweitens ist es ein schwerer, durch mich in keiner Weise verschuldeter Irrtum, wenn Sie mir die »Theorie« unterstellen, der Messias werde »binnen wenig Jahren auftreten«! Vielmehr habe ich allenthalben (auch in meinen Jüdischen Schriften I und II) nachdrücklich und mit gebotener realpolitischer Mäßigkeit betont, daß das Auftreten des Messias erst nach vielen Jahren (vielleicht schon [!] in fünfzehn bis zwanzig Jahren) zu erwarten sei. Speziell in meinem Messiasbuche habe ich am Schluß (Seite 181) den »kommenden jüdischen Mann« als ein Muster an »Geduld«, einen »Virtuosen in der Kunst des Wartens« geschildert.“ Das erste war uns bekannt. Wir haben die Namenänderungen nicht ausführlich erzählt, weil wir nicht gewöhnt sind, auf völlig gleichgiltige Dinge Raum zu verschwenden, und haben den Herrn einfach so genannt, wie er im Literaturkalender steht. Und wenn es sich um den Weltuntergang oder um die Ankunft des Messias handelt, scheinen uns fünfzehn bis zwanzig Jahre keine lange Zeit zu sein. Um ebenfalls peinlich genau zu sein: das Wort Theorie, das Herr de Jonge in seiner Berichtigung mit Anführungszeichen versieht, haben wir weder in diesem Zusammenhange noch sonst in dem Artikel gebraucht.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

## 1.

Die Notwendigkeit einer geregelten Zahnpflege ist dringend. Täglich die Zähne reinigen ist wichtiger, als täglich das Gesicht waschen.

## 2.

Eine unsaubere Mundhöhle ist die beste Brutstätte für viele Krankheitserreger (Tuberkulose, Diphtherie usw.) und bildet deshalb eine ernste Gefahr für die Gesundheit. Schlechte, ungespflegte Zähne sind eine ständige Ausgangsstätte für allerlei Beschwerden, namentlich für Magenleiden. Reinhaltung und Erfrischung der Mundhöhle fördern ungemein das subjektive Wohlbefinden.

## 3.

Ein jeder Mensch ist dem Arzte oder Freunde, der ihn zur Zahnpflege angeregt hat, zeitlebens dankbar.

## 4.

Alle hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der Zahnhygiene sind sich darüber einig, daß die in erster Linie nötige mechanische Reinigung (Zahnbürste, Zahnstocher) allein nicht ausreicht. Die gleichzeitige Anwendung antiseptischer Mundwässer ist unbedingt erforderlich.

## 5.

Ein gutes Mundwasser soll folgende Eigenschaften besitzen:

- a. Vollkommene Ungiftigkeit und Unschädlichkeit sowohl für die Zähne als auch für die Mundschleimhaut.

- b. Genügende baktericide Wirkung.  
c. Guten Geschmack und Geruch.

## 6.

Mittel, welche die Menschenschleimhaut äzen, wie übermangansaures Kali, Formaldehyd, Seife und andere, sind für die regelmäßige Mundpflege ebenso wenig geeignet wie saure Mundwässer, welche die Zähne entkalken.

## 7.

Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher\*) entspricht Odol zur Zeit den obigen drei Bedingungen am vollkommensten und muß daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern bezeichnet werden.

## 8.

In Anbetracht dessen, daß zu Odol nur der denkbar reinste Alkohol sowie die feinsten und teuersten ätherischen Öle verwendet werden, muß der Preis des Mittels (85 cem = Mk. 1.50) als ein mäßiger bezeichnet werden.

## 9.

„Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.“

## 10.

\*) Abdrücke von einigen dieser Publikationen senden wir jedem, der sich dafür interessiert, gerne kostenfrei zu.

**Dresdner Chemisches Laboratorium  
Lingner.**